

Deutsche Geschichte im Handbuch.

Überlegungen anlässlich zweier Bände des neuen „Gebhardt“

Der „Gebhardt“, ein „Handbuch der deutschen Geschichte“, ist zuerst 1891 in zwei Bänden erschienen und erreichte bis zum Ende der Weimarer Republik sieben Auflagen. Allen heutigen Dozenten und Studenten der Geschichtswissenschaft ist er in der neunten Auflage bekannt, die in vier Bänden 1970–1976 erschien und wenige Jahre später in einer 22-bändigen, erschwinglichen Taschenbuchausgabe greifbar war. Generationen von Studenten haben dieses Handbuch benutzt, wohl vor allem zur Examensvorbereitung oder zur raschen Orientierung über bestimmte Sachverhalte, die durch eine Fülle von Literaturhinweisen und durch Register erleichtert wurde. Ob der Gebhardt als das „bedeutendste“ Handbuch der deutschen Geschichte zu gelten hat¹, hängt nicht zuletzt davon ab, ob man mehrbändige Werke zur deutschen Geschichte ohne diesen Apparat – wie etwa die „Propyläen Geschichte Deutschlands“ oder auch die nur spärlich mit Literaturverweisen versehene Reihe „Die Deutschen und ihre Nation“ – mit in die Wertung einbezieht. Tut man dies nicht, so bleibt eigentlich nur das von Otto Brandt begründete, dann von Leo Just seit 1955 in sechs Bänden neu herausgegebene „Handbuch der deutschen Geschichte“ als Maßstab übrig, angesichts dessen jedermann selbst werten kann.

Fraglich ist, ob ein Handbuch überhaupt das „Höchstmaß“ dessen repräsentieren kann, „was fachlich möglich“ ist (S. vii). Diese Eigenschaft würde ich eher substantiellen Aufsätzen oder Monographien zusprechen, welche ein Problem oder ein Themenfeld auf neuartige Weise erschließen und konzeptualisieren, wobei letztere heute oftmals Promotionen oder Habilitationen sind. Die Funktion von Lehr- oder Handbüchern scheint eher darin zu bestehen, als Knotenpunkte eines wissenschaftlichen Diskurses zu dienen, in dem die Grenzen dessen reguliert werden, was eine bestimmte nationale Forschergemeinde als den Rahmen ihrer alltäglichen Arbeit und ihres Interessenhorizontes versteht.² Die hier anzuzeigende 10., neu gestaltete und von neuen Autoren bearbeitete Auflage des „Gebhardt“ ist auch daraufhin zu prüfen, ob sie diese traditionelle Funktion erfüllt bzw. sich in sie einschreibt. Zu begrüßen ist dabei zunächst, dass die Relevanzkriterien der neunten Auflage aufgegeben worden sind. Dort waren sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Themen in eigenen Bänden separiert worden. Kulturhistorische Fragen – wenn man dieses Rubrum benutzen will – kamen nicht vor, während im übrigen die klassische Politik- und Diplomatiegeschichte dominierte. Die zehnte

1 Alfred Haverkamp/Wolfgang Reinhard/Jürgen Kocka/Wolfgang Benz, Zur 10. Auflage des Gebhardt, in: Jürgen Kocka, Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Stuttgart: Klett-Cotta (= Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, 10., völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 13) 2002; geb., 187 S., EUR 30,00, S. VII; Wolfgang J. Mommsen, Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914–1918, Stuttgart: Klett-Cotta (=Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, 10., völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 17) 2002; geb., 188 S., EUR 30,00. Alle folgenden Hinweise auf diese Bände in Klammern.

2 In diesem Sinne, in Anlehnung an Gaston Bachelard und Thomas Kuhn, Felix Keller, Archäologie der Meinungsforschung. Mathematik und die Erzählbarkeit des Politischen, Konstanz 2001, S. 57.

Auflage setzt dagegen ganz auf eine integrative, am Paradigma der Gesellschaftsgeschichte orientierte und auch deshalb einem argumentativen Duktus verpflichtete Sichtweise. Nicht eine Chronik wird geboten (dafür findet sich eine Zeittafel am Ende der Bände), sondern weiterführende Interpretationen. Zu diesen Ansprüchen gehört aber dennoch, das „Wesentliche“ präsentieren zu wollen. Deren Umsetzung scheint in unterschiedlichem Maße gelungen.

Jürgen Kocka gibt mit seinem Band eine Einführung in den ganzen Zeitraum des „langen“ 19. Jahrhunderts, den vier weitere Bände behandeln und dessen Einschnitte in der napoleonischen Besetzung und im Ende des Ersten Weltkrieges gesehen werden. Es gehört zu den großen Vorzügen dieses Bandes, dass er diese Zäsursetzung sogleich als eine willkürliche reflektiert und eine Historisierung des Epochencharakters des 19. Jahrhunderts vornimmt (13/23–44). Unser Bild von diesem hat sich tiefgreifend gewandelt, indem zumindest die Jahre bis 1850 vor allem im Hinblick auf die Mentalitäten und die politische Kultur stärker an die Frühe Neuzeit herangerückt sind und damit früher eindeutig scheinende Zäsuren verschwimmen.³ Andererseits lassen die Umbrüche von 1989–1991 für Kocka klarer erkennen, dass in der „Utopie der Zivilgesellschaft“ ein Neuansatz und ein Spezifikum dieses Zeitraumes zu suchen ist. Begriff und Konzept der Zivilgesellschaft werden am Ende noch einmal aufgegriffen (129–137), wenn die „Bürgerlichkeit“ des 19. Jahrhunderts zusammenfassend erörtert wird. Dies geschieht hier in kritischer Absicht, da die gleichmäßige Inklusion aller Personen in die Arenen des bürgerlichen Zusammenlebens, vor allem in Recht und Politik, letztlich doch ein Versprechen blieb. Dessen Realisierung fand deutliche Grenzen an der Realität des Ausschlusses, die namentlich Frauen und Unterschichtangehörige erlebten.

Ohne die Relevanz der „Zielutopie“ bürgerlicher Gesellschaft für eine breite politische Strömung des 19. Jahrhunderts und damit für dessen Selbstbeschreibung bestreiten zu wollen, scheint mir die analytische Kraft dieses Konzeptes für eine Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts nicht unmittelbar einsichtig. Vielleicht ist die Behauptung übertrieben, dass mit dem „schwärmerische Züge“ tragenden Begriff der Zivilgesellschaft die gesamte soziale Realität ausgeblendet wird.⁴ Aber es ist doch unübersehbar, dass sich in diesem Konzept heute vornehmlich ein spezifisches Misstrauen gegen die hypertrophe staatssozialistische „Organisationsgesellschaft“ und ihre desaströsen Folgen für die Freiheitsrechte des Einzelnen artikuliert.⁵ Wie realistisch ein Gesellschaftsmodell jedoch ist, dass in hohem Maße auf freie assoziative Selbstorganisation und ein unreglementiertes bürgerschaftliches Engagement setzt, bleibt weiterhin zu diskutieren.⁶ Wäre in historischer Sicht nicht vielmehr gerade mit Blick

3 Vgl. dazu auch die anregenden Beiträge in: Birgitta Bader Zaar/Christa Hämmerle (Hg.), *NeuZeit?* (=Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 1 (2001), Heft 2), Innsbruck 2002.

4 So Niklas Luhmann, *Die Politik der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 2000, S. 12.

5 Differenzierend: Klaus von Beyme, *Zivilgesellschaft – Karriere und Leistung eines Modebegriffs*, in: Manfred Hildermeier u.a. (Hg.), *Europäische Zivilgesellschaft in Ost und West. Begriff, Geschichte, Chancen*, Frankfurt/M. 2000, S. 41–55.

6 Zum Konzept vgl. Jürgen Kocka, *Zivilgesellschaft. Zum Konzept und seiner sozialgeschichtlichen Verwendung*, in: ders. u.a., *Neues über Zivilgesellschaft. Aus historisch-sozialwissenschaftlichem Blickwinkel*, Berlin 2001 (WZB working paper P 01–801), S. 4–21; zur Kritik u.a. Georg Kneer, *Zivilgesell-*

auf das 19. Jahrhundert die immens gewachsene Bedeutung formaler Organisationen zu berücksichtigen, die Mitgliederrollen festlegen und ihre Arbeit in Programmen spezifizieren?⁷ Und dies nicht nur im Hinblick auf die staatliche Ordnungs- und Leistungsverwaltung, auf Erziehung, Recht und Wissenschaft, sondern auch und gerade in eher staatsfernen Bereichen wie in den Kirchen und in den Unternehmen der Wirtschaft.⁸

Es ist ja kein Zufall, dass diese überwältigende Erfahrung der Wirkmächtigkeit formaler Organisationen am Ende des 19. Jahrhunderts theoretisch zu dem Eindruck verdichtet worden ist, dass diesem ehernen „Gehäuse jener Hörigkeit der Zukunft“ nicht zu entkommen sei.⁹ Ebenfalls kein Zufall ist es, dass in ganz verschiedenen gesellschaftlichen Subsystemen und Handlungsfeldern zumeist seit 1900, spätestens aber in der Weimarer Republik zum Teil massive Kritik an der Tatsache laut wurde, dass die Interaktion unter Anwesenden als eine wesentliche Form des Sozialen zugunsten der Prinzipien formaler Organisation zurückgedrängt werde, und zwar mit negativen „menschlichen“ und funktionalen Folgen. Im adeligen Offizierkorps des preußisch-deutschen Militärs wird diese Kritik seit den 1890er Jahren unter dem Begriff des „Charakters“ geführt, der in Absetzung von einer anonymen Militärmaschinerie die Eigeninitiative und die direkte Führungsqualität des einzelnen Offiziers betont.¹⁰ Im Gesundheitssystem wachsen seit 1900 die Klagen der Ärzte über die von den Krankenkassenorganisationen forcierte „Methode Warenhaus“ der Krankenbehandlung, die keinen Raum mehr für eine individuelle Auseinandersetzung mit dem einzelnen Patienten lässt.¹¹ Im religiösen Bereich ist an die liturgische Bewegung zu denken, die mit Nachdruck eine Rückbesinnung auf das spirituelle Miteinander in der heiligen Messe anmahnt, und im Erziehungssystem an die reformpädagogische Aufwertung der persönlichen Zuwendung zum Kind. Auch im Wissenschaftssystem hatte sich bis zur Jahrhundertwende der „Großbetrieb der Wissenschaft“ konkurrenzlos durchgesetzt, wie der Kirchenhistoriker und Wissenschaftspolitiker Adolf von Harnack 1905 in einem Vortrag formuliert hat.¹² Es wäre zu überlegen, ob dies nicht eine ganz wesentliche sozialgeschichtliche Voraussetzung für die

schaft, in: ders. u.a. (Hg.), *Soziologische Gesellschaftsbegriffe: Konzepte moderner Zeitdiagnosen*, München 1997, S. 228–251.

7 Zu dem im folgenden gebrauchten Verständnis von Interaktion und Organisation vgl. Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1998, S. 813–847.

8 Vgl. für die Kirche etwa Michael N. Ebertz, „Ein Haus voll Glorie schauet...“ Modernisierungsprozesse der römisch-katholischen Kirche im 19. Jahrhundert, in: Wolfgang Schieder (Hg.), *Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1993, S. 62–85; für die Form des Unternehmens, die ältere familienwirtschaftliche Formen der Betriebsführung rapide marginalisiert hat, einführend: Werner Plumpe, *Unternehmen*, in: Gerold Ambrosius u.a. (Hg.), *Moderne Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung für Historiker und Ökonomen*, München 1996, S. 47–66. Theoriegeleitete Untersuchungen über historische Organisationsmuster der Kunst fehlen m.W.

9 Max Weber, *Gesammelte Politische Schriften*, Tübingen 1958 (3. Aufl.), S. 332.

10 Dazu demnächst ausführlich die Dissertation von Marcus Funck (TU Berlin) über den Adel im deutschen Offizierkorps 1860–1935. Marcus Funck danke ich für wertvolle Hinweise zu diesem Punkt.

11 Hans-Christoph Seidel, *Berufsethos und Gewinnstreben. Die deutschen Ärzte 1900 bis 1933*, in: Jürgen Büschenfeld u.a. (Hg.), *Wissenschaftsgeschichte heute. Festschrift für Peter Lundgreen*, Bielefeld 2001, S. 96–116, Zitat S. 105.

12 Zit. nach Rudolf Stichweh, *Der Wissenschaftler*, in: Ute Frevert/Heinz-Gerhard Haupt (Hg.), *Der Mensch des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt/M. New York 1999, S. 163–196, S. 172.

lebensphilosophische Aufwertung des „echten“ Erlebens und seiner Kreativität gewesen ist.¹³ Komplizierter ist die Lage in der Politik, wo die Metapher des Betriebes um 1900 vor allem auf die Perzeption der amerikanischen Parteien gemünzt war.¹⁴ In der deutschen Parteiensoziologie standen dagegen bekanntlich seit dem Buch von Robert Michels die „oligarchischen Tendenzen“ der politischen Elite zur Diskussion. Zu bedenken ist dabei vielleicht auch, dass die Politik – im Unterschied zur Verwaltung – bis heute in hohem Maße in Gremiensitzungen, informellen Gesprächen und parlamentarischen Verhandlungen und damit im Modus persönlicher Interaktion vollzogen wird. An diesen leicht vermehrbaren Beispielen zeigt sich jedenfalls, dass der im 19. Jahrhundert allerorten wachsende Rückgriff auf die Leistungen formaler Organisationen und dessen Verknüpfung mit den Prozessen funktionaler Differenzierung ein historisches Thema ersten Ranges bleibt. Dies gilt auch dann, wenn die Grundannahmen Max Webers über die hierarchische Struktur und den herrschaftlichen Charakter dieser „Bürokratie“ in der heutigen Organisationssoziologie und den historischen Studien über „Mikropolitik“ nicht mehr geteilt werden.¹⁵ Der Begriff der Zivilgesellschaft scheint jedenfalls schwerlich geeignet, eine angemessene Perspektive zur Erforschung des Vordringens formaler Organisation und damit auch des 19. Jahrhunderts zu eröffnen.

Die Spezifik des 19. Jahrhunderts wird von Kocka in vier Abschnitten entfaltet, die jeweils eine abgewogene Diskussion der Thesen und wichtigsten Befunde der neueren Forschungsdiskussion bieten. Dabei wird zunächst die Industrialisierung als Fundamentalvorgang beschrieben, der neben der Freisetzung des Wachstums auch vielfältige gesellschaftliche Folgewirkungen gehabt hat. Dies scheint einleuchtend etwa für Wanderungen, Einkommen, Schichtenbildung und sozialen Protest. Weniger einleuchtend scheint mir die „Zentralität“ (54) der Industrialisierung für Erziehungswesen und Analphabetentum sowie für den Sport und die „Verwissenschaftlichung des Körpers“, beziehungsweise die Zentralität dieser selbst. Mit Blick auf die lange Vorgeschichte der Bildung kapitalistischer Märkte, den Verbrauch natürlicher Ressourcen durch industrielles Wachstum und den regionalen und transnationalen Charakter der Industrialisierung werden jedoch auch Korrekturen und Erweiterungen des herkömmlichen Bildes vorgenommen. Der nächste Abschnitt schildert Bevölkerungsexplosion und Wanderungen und deren soziale Folgen. Hier erscheint es mir fragwürdig, das maßgeblich von Gerhard Mackenroth propagierte Modell des „demographischen Übergangs“ weiterhin als ein gesichertes Handbuchwissen fortzuschreiben (62–68). Dies erscheint nicht nur angesichts der Tatsache problematisch, dass die historische Demographie in Großbritannien alle wesentliche Modellannahmen und Parameter der „Transition“ be-

13 Herbert Schnädelbach, *Philosophie in Deutschland 1831–1933*, Frankfurt/M. 1983, S. 172–196, S. 176.

14 Thomas Mergel, *Gegenbild-Vorbild-Schreckbild. Die amerikanischen Parteien in der Wahrnehmung der deutschen politischen Öffentlichkeit 1890–1920*, in: Dieter Dowe/Jürgen Kocka/Heinrich-August Winkler (Hg.), *Parteien im Wandel. Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik. Rekrutierung-Qualifizierung-Karrieren*, München 1999, S. 363–395.

15 Für einen historischen Zugang: Karl Lauschke/Thomas Welskopp (Hg.), *Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts*, Essen 1994; soziologisch: Dirk Baecker, *Die Form des Unternehmens*, Frankfurt/M. 1993.

reits vor geraumer Zeit falsifiziert hat.¹⁶ Denn inzwischen liegen auch für Deutschland Neuberechnungen wichtiger demographischer Messgrößen und kritische theoretische Überlegungen zu dem auf Johann Peter Süßmilch zurückgehenden Gleichgewichtsmodell der an eine Heirat gekoppelten „Stellen“ vor, welche das Theorem der demographischen Transition sowohl im Hinblick auf die dort postulierten „Phasen“ als auch hinsichtlich der unterstellten Kausalannahmen als überholt erscheinen lassen.¹⁷ In zwei weiteren Kapiteln werden Nationalismus und Nationalstaat sowie, unter Anknüpfung an die reichhaltigen Forschungserträge der letzten 15 Jahre, das Bürgertum und die Verbreitung der Bürgerlichkeit als wesentliche Strukturmerkmale behandelt. In einer Schlussüberlegung werden all diese Aspekte nochmals zur Frage nach dem Epochencharakter des 19. Jahrhunderts in heutiger Sicht verdichtet, wobei, frühere Thesen des Verfassers revidierend, die Frage nach dem „Sonderweg“ der Deutschen, aber auch, in Abwehr der Postmoderne und in einer pluralen Perspektive, das neuerliche Interesse an einer Theorie der „Moderne“ leitend sind.

Insgesamt hinterlässt dieser Band einen positiven Eindruck, und zwar gerade im Hinblick auf die jedem Handbuch eigenen Gefahren einer diskursiven Zementierung und Bewirtschaftung von Wissensbeständen. Die von Jürgen Kocka vertretene Sicht auf das 19. Jahrhundert erweist sich als pluralistisch und multiperspektivisch, als fragend und als offen für künftige Anregungen. Dies liegt nicht nur an dem bekannten Argumentationsstil des Verfassers, dem dialogisch abwägenden „einerseits-andererseits“. Es liegt auch und gerade an der glücklichen Entscheidung, die Leitperspektiven der Darstellung einleitend und abschließend zu problematisieren und zu historisieren.

Eine praktische Umsetzung dieser Leitlinien für das 19. Jahrhundert im „Gebhardt“ lässt der Band von Wolfgang J. Mommsen über den Ersten Weltkrieg jedoch vollständig vermissen. Dieser Beitrag ist durch und durch konventionell geraten. Dies ist umso bedauerlicher, als gerade der Erste Weltkrieg und seine Folgen in der letzten Dekade zu einem wichtigen Probier- und „Exerzierfeld“ für die Anregungskraft neuer sozial- und kulturhistorischer Fragestellungen und Ansätze geworden ist. Dabei geht es nicht nur um symbolische Praktiken und ikonographische Traditionen oder um die Beziehungen zwischen Erfahrungen und Diskursen. Zur Debatte steht auch und gerade eine angemessene sozialhistorische Erklärung für das gesellschaftliche Interesse an kriegerischer Gewalt und eine mikrohistorische Analyse tatsächlicher Gewalthandlungen, um die Totalisierung der Gewalt seit 1914 auf die Ambivalenzen und Pathologien der Moderne beziehen zu können.¹⁸ Nicht zuletzt hat in diesem Kontext

16 Vgl. Thomas Sokoll, Historische Demographie und historische Sozialwissenschaft, in: AfS 32 (1992), S. 405–425.

17 Vgl. Rolf Gehrman, Bevölkerungsgeschichte Norddeutschlands zwischen Aufklärung und Vormärz, Berlin 2000, zusammenfassend S. 163–170, sowie die Aufsätze in: Beiträge zur historischen Sozialkunde, Heft 3 (2000).

18 Ein wichtiger Ansatzpunkt war neben den Aufsätzen von Michael Geyer (verzeichnet in: Thomas Kühne/Benjamin Ziemann, Militärgeschichte in der Erweiterung. Konjunkturen, Interpretationen, Konzepte, in: dies. (Hg.), Was ist Militärgeschichte?, Paderborn 2000, S. 9–46, hier Anm. 92, S. 33) das – empirisch sehr problematische – Buch von Modris Eksteins, Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg, Reinbek 1990. Für weitere Literatur und eine erste Bilanz vgl. u.a. Ben-

auch eine vergleichende Erweiterung und Kontrastierung der nationalen Geschichtsbilder eingesetzt, die frühere Annahmen gerade über deutsche Spezifika in der Verarbeitung des Ersten Weltkrieges problematisiert.¹⁹

Der von Mommsen vorangestellte Forschungsüberblick (14–21) lässt eine kompetente Diskussion dieser Fragen vermissen. Statt dessen findet man eine beckmesserische Erörterung darüber, ob man mit Feldpostbriefen von Soldaten „nicht vieles beweisen“ könne (20) und deshalb die Schützengrabenzeitungen oder gar künstlerische Darstellungen in Roman und bildender Kunst als mentalitätsgeschichtliche Quellen vorzuziehen seien. Die Forschung hat den Quellenwert von Feldpostbriefen jedoch längst hinreichend problematisiert und ist ungeachtet mancher Schwierigkeiten zu einem positiven Urteil gekommen, und zwar gerade auch im Vergleich mit den in der deutschen Armee kaum aussagekräftigen und undifferenzierten Schützengrabenzeitungen und den überbordenden Stilisierungen der wilhelminischen Künstlereliten.²⁰ Den Leser erwartet sodann ein kurzer Überblick über Julikrise und Kriegsausbruch sowie ein längerer Abschnitt über die „politischen und militärischen Ereignisse 1914–1917“ (35–78). Dieser Titel ist als Programm zu verstehen. Man erhält Aufschluss über durch Forschung offenbar unbeirrbar Überzeugungen des Verfassers wie jene, dass die weitreichende nationale Begeisterung im August 1914 „echt“ war (35). Man erfährt, dass nach dem russischen Einbruch in Ostpreußen der Schock „groß“ war (43). Bemerkenswert auch, dass im Januar 1915 zwei tschechische Bataillone in den Karpaten „geschlossen“ zu den Russen überliefen (48). Sehr breit und mit weder aufschlussreichen noch für den Gang der Erzählung notwendigen Quellenzitaten garniert (62, 64), werden insbesondere die Schwierigkeiten ausgebreitet, die Reichskanzler Bethmann Hollweg seit dem Herbst 1914 mit der Deckelung der nationalistischen Kriegszieldiskussion hatte (56–66).²¹

Ein zweiter längerer Abschnitt widmet sich der deutschen Gesellschaft in der Perspektive, dass der Krieg neben Hunger und Verelendung „unendliches Leiden“ über sie gebracht habe (78–134). An diesen Ausführungen ist nicht nur der moralisierende Tonfall augenfällig, mit dem einer kulturhistorische Theoriereflexion voraussetzenden Erörterung der Gründe für diese Leidensfähigkeit ausgewichen wird. Es fällt auch die – gemessen an der oben erwähnten

jamin Ziemann, ‚Vergesellschaftung der Gewalt‘ als Thema der Kriegsgeschichte seit 1914. Perspektiven und Desiderate eines militärhistorischen Konzeptes, in: Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Erster Weltkrieg Zweiter Weltkrieg: Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland*, Paderborn 2002.

19 Vgl. u.a. Jean-Jacques Becker u.a. (Hg.), *Guerre et Cultures 1914–1918*, Paris 1994; Benjamin Ziemann, *Das „Fronterlebnis“ des Ersten Weltkrieges – eine sozialhistorische Zäsur? Deutungen und Wirkungen in Deutschland und Frankreich*, in: Hans Mommsen (Hg.), *Der Erste Weltkrieg und die europäische Nachkriegsordnung. Sozialer Wandel und Formveränderung der Politik*, Köln 2000, S. 43–82.

20 Vgl. u.a. die von Mommsen offenbar nicht angemessen rezipierte Arbeit von Klaus Latzel, *Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen*, in: *Militärhistorische Mitteilungen* 56 (1997), S. 1–30, sowie Bernd Ulrich, *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933*, Essen 1997.

21 Der Verfasser referiert hier ausführlich die Ergebnisse seines Beitrages: *Die Regierung Bethmann-Hollweg und die öffentliche Meinung 1914–1917*, in: *VfZ* 17 (1969), S. 117–159.

neueren Forschung – sehr konventionelle Art und Weise auf, mit der die Kriegserfahrungen der breiten Bevölkerungsschichten an Front und Heimat sowie die Rolle der Kirchen gedeutet werden. Die Erörterung der sozialstrukturellen Folgen des Krieges (97–113) ist von einer Unsicherheit hinsichtlich der in Anschlag zu bringenden Kategorien geprägt, wie etwa die beiläufige und in der Sache irreführende Einführung des Begriffs der „moral economy“ zeigt (91). Manche These scheint angesichts des Forschungsstandes fragwürdig, wie etwa die einer Positionsbehauptung der agrarischen Verbände im Konzert der organisierten Interessen (107f.).²² Im Schlussabschnitt über die „Peripetie des Krieges“ (134–150) dominiert wiederum eine konventionelle Erzählung politischer und militärischer Ereignisse und Wendepunkte. Der kurze Ausblick bleibt gerade vor einer Erörterung der wichtigen und jüngst intensiv diskutierten Frage stehen, warum der im Weltkrieg „ungehemmt“ (151) zutage tretende Nationalismus ungeachtet seiner katastrophischen Folgen bis 1918 keine Abschwächung, sondern gar noch eine weitere Intensivierung erfuhr.²³

Alles in allem kann die Darstellung von Wolfgang J. Mommsen weder an die von Jürgen Kocka für den neuen „Gebhardt“ gesetzten konzeptionellen Maßstäbe noch an das Problemniveau der neueren Forschung zur deutschen Gesellschaft im Ersten Weltkrieg heranreichen. Die wichtigsten Zusammenhänge der politischen Geschichte werden quellennah und zuverlässig ausgebreitet.²⁴ Eine gründliche Verarbeitung der reichhaltigen sozial- und kulturgeschichtlichen Forschung findet jedoch nicht statt. Dies wird sehr deutlich sichtbar, wenn man etwa die 1998 von Roger Chickering vorgelegte Gesamtdarstellung zum Vergleich heranzieht, die jetzt in einer Taschenbuchausgabe auch in deutscher Sprache vorliegt.²⁵ In einer souveränen Konzentration auf das Wesentliche und mithilfe einer meisterhaft verschachtelten Gliederung gelingt es Chickering, die alten Fragen nach politischen Zielen und organisierten Interessen in der deutschen Kriegführung mit dem neuen Interesse an der Erfahrung und symbolischen Repräsentation des Kriegstodes in Verbindung zu bringen und darzustellen. Angesichts dieser Sachlage wird man künftig jedem Studenten die Darstellung von Chickering zur Lektüre empfehlen, wenn es um die handbuchartig komprimierte Einführung in den Ersten Weltkrieg geht.

Dies führt zu einer abschließenden Erwägung. Die Fortschreibung der Handbuchtradition des „Gebhardt“ scheint angesichts der inzwischen verfügbaren Fülle von knappen, problemorientierten und erschwinglichen Überblicksdarstellungen zur deutschen Geschichte der Neuzeit – von denen als vorbildlicher Maßstab hier vor allem die einschlägigen Bände der

22 Vgl. z.B. Robert G. Moeller, *German Peasants and Agrarian Politics, 1914–1924. The Rhineland and Westphalia*, Chapel Hill. London 1986, der den Ersten Weltkrieg als Übergang zu einer an den Interessen der Konsumenten orientierten Agrarpolitik interpretiert.

23 Dazu jüngst Michael Geyer, *Insurrectionary Warfare: The German Debate about a Levée en Masse in Oktober 1918*, in: *JMH* 73 (2001), S. 459–527.

24 Vgl. dazu aber bereits Gunther Mai, *Das Ende des Kaiserreichs. Politik und Kriegführung im Ersten Weltkrieg*, München 1987.

25 Roger Chickering, *Imperial Germany and the Great War, 1914–1918*, Cambridge 1998 (dt. als: *Das deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, München 2002); vgl. meine Rezension in *MGZ* 59 (2001), S. 503.

„Neuen Historischen Bibliothek“ zu erwähnen sind²⁶ – nur dann als sinnvoll, wenn sich die weiteren Bände den von Jürgen Kocka überzeugend eingeführten, pluralen, problemorientierten und selbstreflexiven Stil in Darstellung und Argumentation zu eigen machen. Für die Fortschreibung ereignisorientierter Erzählmuster ist weder konzeptionell noch vom verfügbaren Raum der rund 150 Textseiten her eine Veranlassung oder Notwendigkeit gegeben.

Benjamin Ziemann, Institut für soziale Bewegung, Ruhr-Universität Bochum

26 Vgl. u.a. die vorzügliche Darstellung von Wolfram Siemann, *Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849–1871*, Frankfurt/M. 1990.